



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1891

II. Frankfurt a. M. - Hamburg. - Bonn. - Göttingen. (1815 - 1821).

urn:nbn:de:hbz:466:1-15159

vor ihm sitzende junge Mädchen. Er erbleichte, stockte, konnte nicht weiter declamiren und sank endlich ohnmächtig zu Boden. Und doch kannte er die junge Dame nur von Angesicht!

Eine andere Liebelei fesselte ihn in ernsterer und, wenn seine „Traumbilder“ in der That hier ihren Ursprung haben (VII, S. 503), nicht unbedenklicher Weise. Sefchen (Josepha), die bleiche Tochter des Scharfrichters von Düsseldorf, zog ihn an, weniger durch ihre Schönheit, als durch den Reiz des Unheimlichen, der sie als das Kind „unehrlicher Leute“ umgab. Sefchen war jangeslustig und kannte eine Menge Volkslieder, meist schauerigen Inhalts, welche der junge Heine sich gern von ihr vorsingen ließ und in seiner, allen grellen Contrasten zugewandten Phantasie weiter ausgestaltete. Heine hat dieser Liebchaft in seinen „Memoiren“ gedacht; Wahrheit wird hier mit Dichtung versetzt sein, wie denn fast jede persönliche Erfahrung von Heine als Grundlinie phantastischer und humoristischer Arabesken benutzt wurde.

II.

Frankfurt a. M. — Hamburg — Bonn — Göttingen.

(1815—1821.)

Als im Herbst 1814 das Lyceum in Folge der kriegerischen Zeitläufte geschlossen wurde, bestimmte Betty Heine — der Vater scheint bei solchen Entschlüssen wenig in Betracht gekommen zu sein — den Sohn für den Kaufmannsstand. Ein unglücklicherer Beschluß konnte nicht gefaßt werden; den leidenschaftlichen, reizbaren und haltlosen Jüngling auf eigene Füße stellen, seinen phantasievollen Geist zu einer Beschäftigung anhalten, welche seiner ganzen Anlage so fern wie nur möglich war, hieß ihn dem Verderben aussetzen. Die Eltern sandten den Sohn in die Kämpfe des Lebens — er kehrte nicht als Sieger zurück.

Im Frühjahr 1815 reiste Samson mit dem Sohne nach Frankfurt am Main, wo Heinrich bei dem Banquier Rindsfleisch als Volontair das Wechselgeschäft erlernen sollte. Aber bei Rindsfleisch sowohl wie kurz darauf in einem Colonialwaaren-Geschäft erzielte er so geringe Erfolge, daß er nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in der alten Krömmungsstadt nur wußte, „wie Wechsel ausgestellt werden und Muscatnüsse aussehen“. Dagegen lernte er auf langen Streifzügen Frankfurt nach Innen und Außen genau kennen und — hassen. Ueberall sah er nichts wie die unablässige fieberhafte Jagd nach Gewinn, die Abwesenheit jedes höhern Geistesflugs und die geringste Achtung vor der Poesie. Die widerwärtige

tigen Gestalten, welche ihm in der Judengasse entgegentraten, der ihnen anklebende Schmutz, die Verachtung, mit welcher man ihnen allenthalben begegnete, stärkten seine geringe Liebe zur jüdischen Rasse nicht und erfüllten ihn mit Ingrimm gegen Verhältnisse, welche eine solche Erniedrigung bedingten. In dem Fragment: „Der Rabbi von Bacharach“ hat er später die im Judenquartier gesammelten Anschauungen poetisch verwerthet.

Heine kehrte in das elterliche Haus zurück in der sichern Erwartung, daß nach diesem gänzlich fehlgeschlagenen Feldzuge in den Diensten Mercurs seine Eltern ihm seinen Wunsch, eine gelehrte Laufbahn einzuschlagen, gewähren würden. Aber in der Volkerstraße hatte sich inzwischen in Folge der schlechten Zeitverhältnisse und schwerer geschäftlicher Verluste die Stimmung sehr zu seinen Ungunsten geändert. Der Sohn wurde ungnädig empfangen und nach einer Berathung mit dem einflußreichen Bruder Samson's in Hamburg, dem mehrfachen Millionair Salomon Heine, im Sommer des folgenden Jahres nach Hamburg gesandt.

Heine arbeitete zunächst im Comptoir seines Onkels; 1818 aber eröffnete er mit den ihm von diesem zur Verfügung gestellten Mitteln unter der Firma „Harry Heine u. Comp.“ ein Commissionsgeschäft. kaum zwanzig Jahre alt, stand er mitten im Strudel eines wilden, verführerischen Lebens. Anfänglich fand er Anschluß in der Familie seines Onkels, der ihn sehr wohlwollend aufgenommen hatte. Indessen gefiel dem jungen Manne die „geschmiegelte“ Gesellschaft nicht, welche in den eleganten Salons seines „millionärreichen“ Onkels verkehrte. Hamburg sprach ihn noch weniger an als Frankfurt, und die Gründe waren die gleichen. „Es ist ein verludertes Kaufmannsneest hier; Huren genug, aber keine Mäusen,“ schreibt er am 6. Juli 1816 an Sethe. Ähnliche Ansichten entwickelte er noch oft in breiterer, witziger Ausführung (IV, 97/106).

In dieser Zeit tritt seine jugendliche Verehrung der katholischen Kirche stärker hervor. In dem letzten höchst bezeichnenden Briefe Heine's an Sethe heißt es: „In religiöser Hinsicht habe ich dir vielleicht bald etwas sehr Bewunderliches mitzutheilen. Ist Heine toll geworden? wirst du ausrufen. Aber ich muß ja eine Madonna haben. Wird mir der Himmel das Irdische erzeigen? Ich will die Sinne berauschen: nur in die unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen. Wie erbärmlich erscheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid! Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blöße.“ Als Ergänzung dieses Gefühlsausbruches mag folgende Stelle aus den „Geständnissen“ (VI, S. 66) dienen: „Nicht selten in meiner Jugendzeit überwältigte auch mich die unendliche Süße,

die geheimnißvolle selige Ueberschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie (d. i. des kath. Cultus und Dogma's); auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime."

Heine scheint sich in jener Zeit mit dem Gedanken, katholisch zu werden, getragen zu haben. Aber wie in den Knabenjahren seine Neigung zur Kirche in poetischen und ästhetischen Beweggründen wurzelte, so ging sie hier aus tiefen seelischen Leiden hervor. Heine liebte Amalie — von ihm Molly genannt — die dritte Tochter seines Oheims Salomon, und fand keine Gegenliebe, wahrscheinlich sogar schnöde Zurückweisung. Zum ersten Mal durchströmte sein ganzes feueriges Wesen eine heftige Leidenschaft, welche ihn in die furchtbarste Aufregung versetzte. Er schrieb unter dem Ausbruch echten Schmerzes an Sethe am 27. October 1816 einen confusen Brief, der ihn unter der Schwere unerwidelter Leidenschaft dem Wahnsinn nahe zeigt. Vielleicht kam noch ein körperliches Leiden hinzu, das seine verzweifelte Stimmung auf die Spitze trieb. Elster deutet an¹⁾, daß dieselbe geheime Krankheit, welche später Heine's Ausschließung aus der Göttinger Burschenschaft veranlaßte, möglicherweise auch der Grund war, weshalb seine Bewerbung um die Hand seiner Cousine erfolglos blieb.

Molly, welche sogar die von Heine an sie gerichteten Lieder verschmähte, heirathete im Sommer 1821 den Gutsbesitzer Friedländer. Heine hatte noch lange an seiner unglücklichen Liebe und an seinem Schmerze zu tragen, bis das Bild des geliebten Mädchens in einer reichhaltigen Galerie feiler Schönheiten verschwand. Er gab sich bald einem wüsten Leben hin und trank den Becher sinnlichen Genusses, welcher ihm in der großen Handelsstadt bereitwilligst gereicht wurde, in vollen Zügen. „Mein inneres Leben," sagt er selbst in einem Briefe an Wohlwill vom 7. April 1823, „war brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt; mein äußeres Leben war toll, wüst, cynisch, abstoßend; mit einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatz meines innern Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Uebergewicht zerstöre." Er handelte nach dem in seinen „Memoiren" gegebenen Recept: „Das wirksamste Gegengift gegen die Weiber sind die Weiber" (VII, S. 510), und bewahrte in Folge dessen den berühmtesten Straßen Hamburg's in seinen Werken ein freundliches Andenken.

Bei solchem Lebenswandel, der nicht verborgen bleiben konnte, wurde das Verhältniß Heine's zu seinem Dunkel bald getrübt. Salomon Heine

¹⁾ Buch der Lieder S. XIV.

war ein guter und edeler Charakter; er war gern bereit, seinen talentvollen Neffen — der ihm übrigens, von wenigen Zwischenfällen abgesehen, zeitlebens dankbar blieb — zu unterstützen und ihm die Wege zu Reichthum und Ansehen zu bahnen; aber er war eine durchaus nüchterne Natur, ein Paragraphenmensch, der nicht begreifen konnte, wie man den Feuerkopf von Neffen erziehen müsse, und der es diesem nicht verzieh, daß er, anstatt fein säuberlich seinen Geschäften nachzugehen, heimlich Gedichte machte und diese sogar, wenn auch unter falschem Namen, veröffentlichte — noch dazu Gedichte, welche seiner Tochter Molly galten. Sein Interesse für den Neffen erkaltete und ward durch die Zuflüsterungen seiner beiden Schwiegeröhne — wie Heine behauptet — auf den Nullpunkt gebracht.

Alle diese bitteren Erfahrungen und widrigen Verhältnisse hielten den jungen Dichter lange in einer düstern Stimmung, welche sich in seinen in „Hamburg's Wächter“ unter dem grotesken Pseudonym „Syreudhold Riesenharf“ (zusammengesetzt aus: Harry Heine, Düsseldorf) im Februar und März 1817 veröffentlichten Gedichten kundgibt. Erinnerungen aus Sefchen's und aus E. Th. A. Hoffmann's gespenstischen Erzählungen verbinden sich in ihnen mit den Klagen unglücklicher Liebe. Es sind die Gedichte: „Ein Traum, gar seltsam schauerlich“, „Es treibt mich hin, es treibt mich her“, „Der Zimmermann“, und von den Romanzen: „Die Weihe“, „Die Biene“, sowie „die Romanze vom Rodrigo“ (später „Don Ramiro“ betitelt). Die „schauerliche Todeslust“, welche Heine im katholischen Cultus gefunden haben wollte, durchweht auch die meisten dieser nicht unbedeutenden Gedichte. Er offenbart hier — wie auch in seinen Briefen aus Hamburg — eine hoffnungslose Stimmung, welche nicht geheuchelt erscheint; noch begegnet uns nirgend ein frivoler Witz und noch hebt cynische Selbstverspottung die Wirkung der Gedichte nicht auf.

Im Sommer 1819 war Heine genöthigt, sein Geschäft zu liquidiren. In Hamburg hatte er nur gelernt, wie man sein Leben vergendet, und über allen Zweifel bewiesen, daß von berechnendem Handelsgeist nicht einmal die geringe Begabung des Vaters auf ihn übergegangen sei. Stärker als je erwachte in ihm die Sehnsucht, sich dem Studium zu widmen. Ohne Onkel Salomon ging das allerdings nicht. Der gutmüthige Millionair ließ sich erweichen und versprach, „dem dummen Jungen“ für ein dreijähriges Studium der Rechtswissenschaft die nöthigen Gelder vorzustrecken, wenn dieser sich verpflichte, den Doctorgrad zu erwerben und sich dann in Hamburg als Advocat niederzulassen.

Am 11. December 1819 wurde Heine in Bonn als Stud. jur. et cameral. immatriculirt. Er hörte juristische und geschichtliche Collegien,

namentlich aber August Wilhelm v. Schlegel's Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. Seine sämtlichen Professoren bekundeten ihm rühmlichen Fleiß in den Studien¹⁾; und der Rector Augusti bescheinigte ihm am 14. September 1820²⁾, sein sittliches Betragen sei stets untadelhaft gewesen. Die Tollheiten des Studentenlebens liebte Heine nicht; sie zu entbehren, wurde ihm um so leichter, als er Bier und Tabak verabscheute, und Kopfschmerzen ihn zu häufiger Zurückgezogenheit zwangen. Indessen zeigt sich in seinen von Bonn aus geschriebenen Briefen bereits ein Anflug von häßlich-frivoler Schreibweise. (Brief an Beughe 15. Juli 1820.)

Dem vom Dunkel vorgeschriebenen Brodstudium widmete Heine weniger Zeit und Fleiß, als der schönen Litteratur, welcher er in Bonn näher stand als in Düsseldorf und Hamburg. Wilhelm v. Schlegel, der damals seine ästhetischen Hauptwerke bereits geschrieben hatte und als berufener Wortführer der romantischen Schule auf dem Höhepunkte seines Ansehens stand, übte nachhaltigen Einfluß auf ihn aus. Heine neigte durchaus zur Romantik, welche damals ihre Blüthezeit bereits hinter sich hatte, aber er bewahrte ängstlich seine Selbständigkeit. Die schrankenlose Herrschaft der Phantasie, mit ihrer Mondschein-, Zauber- und Geisterwelt, das kühne Hervorkehren des Subjectiven mit hochmüthiger Verachtung der „Philistrität“, der lebensvolle Inhalt der Dichtungen, sowie die lächelnde Selbstironie, welche der Romantik eigen waren, entsprachen seinen innersten Neigungen.

In einem Aufsatz, welcher 1820 im „Kunst- und Wissenschaftsblatt“ des „Rheinisch-Westfälischen Anzeigers“ zu Hamm erschien (VII, S. 150), warf er sich sogar zum Vertheidiger der Romantik auf, welche von W. v. Blomberg angegriffen worden war. Er führt kurz aus, wie die romantische Poesie im Mittelalter entstand und in neuerer Zeit wieder aufblühte. Er stellt für die romantische Dichtung die von ihren Vertretern oft genug vernachlässigte Forderung auf, daß sie in bestimmten Umrissen zeichne, daß sie plastisch schildere. In diesem Satze zeigt sich schon der Gegensatz Heine's zu den ihm sonst verwandten Dichtern der romantischen Schule. Zu den größten Romantikern zählt nach seiner Ansicht Wilhelm v. Schlegel, den er ungenirt neben Goethe stellt. Ganz entschieden verwahrt er sich gegen jene Romantik, welche mit den Neufßerlichkeiten des Christenthums spielte. Er meint sogar, Christenthum und Ritterthum seien nur Mittel gewesen, um der Romantik Eingang zu verschaffen. „Kein Priester braucht noch geweihtes Del hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu

¹⁾ Hüffer S. 106. — ²⁾ Gartenlaube 1877, S. 19.

halten. Deutschland ist jetzt frei, kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern, kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Frohn zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, unaffectirtes, ehrlich deutsches Mädchen sein." (VII, S. 150.)

Heine hat, wie man sieht, seine katholisirende Periode bereits hinter sich; die angebliche „schauerliche Todeslust“ der katholischen Kirche und die blässen Entfagungsgedühle, welche ihn einst so unendlich anzogen, sind einer kampfesfrohen Stimmung gewichen, welche das banale: „Wider Pfaffen und Junker“ zu ihrem Feldgeschrei machte.

Schlegel, der nie ein echter Romantiker wie sein Bruder Friedrich, Novalis und Brentano war und vom Katholicismus sich nicht einmal Aeußerlichkeiten angeeignet hatte, nahm die Huldigungen seines jungen Verehrers dankbar hin, prüfte dessen dichterische Arbeiten und ermunterte ihn zu weiterem Schaffen. Selbst ein Meister der poetischen Form und die schöne Hülle fast höher schätzend als den Inhalt, hielt er seinen jungen Freund an, seine dichterischen Erzeugnisse mit der peinlichsten Sorgsamkeit zu feilen. In Schlegel's Werkstatt lernte Heine, seinen kleinen Gedichten durch mühselige Polirarbeit jene Glätte zu geben, welche Eingebung des Genius zu sein scheint. Hier machte er sich selbst zum strengen Gebot, was er seinem Freunde Steinmann am 29. October 1820 rieth: „Schone nicht das kritische Amputirmesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächs mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen dich selbst. Das ist des Künstlers erstes Gebot.“

Heine widmete seinem Lehrmeister tiefste Ergebenheit und dichtete in jugendlicher Begeisterung drei formvollendete Sonette auf ihn. Dreizehn Jahre später warf er selbst sein Götzenbild vom Altare.

Mit studentischen Altersgenossen unterhielt Heine nur knappen Verkehr. Den Juden stand er gänzlich fern; mit ihnen knüpfte er überhaupt nur dann Verbindungen an, wenn sie reiche, angesehene oder gelehrte Leute waren. Es wurde ihm nicht leicht, sich Freunde zu erwerben, weil er nicht gern aus sich herausging, über sein eigentliches Wesen beständig mit witzelnden Bemerkungen täuschte und als Jude in studentischen Kreisen nur schwer Aufnahme fand. Wolfgang Menzel erzählt¹⁾ von ihm, er sei fabelhaft häßlich und aufdringlich gewesen und viel verspottet worden; doch habe man ihn seines Geistreichthums wegen auch geschätzt.

Die wenigen Freunde indessen, welche Heine in Bonn besaß und noch einige Jahre festzuhalten wußte, gereichen ihm zur Ehre. Christian

¹⁾ Erinnerungen S. 143.

Sethe, den er in mehrern Sonetten besang, blieb auch hier sein Mentor und rückte zum gelegentlichen Säckelmeister auf. Sehr eng schloß sich Heine auch an den gläubigen Katholiken, den eifrigen, aber mittelmäßigen Dichter Joh. Bapt. Rousseau an, der dem Charakter Heine's noch 1834 ¹⁾ ein sehr günstiges Zeugniß ausstellte, sowie an Karl Simrock. Unverdroffen feilte er an kleinen Liedern und arbeitete während der Sommer-Ferien 1820 an einer Tragödie „Umanzor“, sowie an Uebersetzungen aus Byron's Werken.

Trotz seines geringen Verkehrs konnte er der burschenschaftlichen Bewegung sich nicht entziehen, welche damals in der Musenstadt in hoher Blüthe stand. Zu ihr zog ihn seine Neigung zur Opposition gegen alle Zustände, welche die Freiheit des Denkens und Handelns zu hemmen geeignet waren. Mit der Tendenz der Burschenschaften, dem stillen Kampf gegen die Engherzigkeit der Regierungen, war Heine einverstanden. Sein Haß gegen die bestehenden Verhältnisse, längst geweckt durch das Gefühl, einer niedergehaltenen Rasse anzugehören, fand einen energischen Ausdruck in dem hier entstandenen Gedicht „Deutschland“ (II, S. 159). Die Neußerlichkeiten der Burschenschaften in Kleidung und Benehmen machte er, der stets modisch gekleidet einherging, nicht allein nicht mit, sondern sie lieferten seiner scharfen Beobachtungsgabe reichlichen Stoff zu boshaften Bemerkungen. In eine der vielen gegen Studenten erhobenen Untersuchungen, welche ihm wegen ihrer kleinlichen Mörgeleien unvergeßlich blieb ²⁾, wurde er als Zeuge verwickelt.

Nach Ablauf der Sommer-Ferien 1820 sah Heine plötzlich ein, daß Bonn doch nicht der geeignete Ort sei, um sich dem Brodstudium gründlich zu widmen. Er verließ die heitere Musenstadt und wendete sich nach kurzem Aufenthalt in Düsseldorf, den ganzen weiten Weg in einer genußreichen Fußwanderung zurücklegend, der ernstern Georgia Augusta in Göttingen zu, wo er am 4. October immatriculirt wurde. Schon nach drei Wochen erschien ihm die hier vorgetragene Gelehrsamkeit unsäglich langweilig und unfruchtbar; der unter den Studenten herrschende „steife, patente und schnöde“ Ton (Brief an Steinmann vom 29. October 1820) ärgerte ihn und zwang ihn zur Abgeschiedenheit, welche allerdings „das Dohsen“ erleichterte; sein Haß gegen die bevorrechteten Stände fand durch die Ausnahme-Stellung der adeligen Studenten — „patente Pomadehengste“ nennt er sie am 9. November — neue und reiche Nahrung. Er gewann einen allerdings gemäßigten und ideal veranlagten Gesinnungsgenossen an dem Westfalen Benedict Waldeck, dem spätern angesehenen Volksmann, der damals eine Revolution für

¹⁾ Kunststudien S. 242. — ²⁾ Hüffer S. 74 und folgde.

kein großes Uebel hielt, wofern durch sie nur eine tüchtige Reform erreicht werde¹⁾. Intim wurde sein Umgang indessen weder mit Waldeck noch mit andern Studenten, dagegen unterhielt er eifrigen Briefwechsel mit seinen frühern Freunden.

Die Freude am Studium der Rechtswissenschaften hatte auch hier nur kurzen Bestand; er hörte nur das altdeutsche Collegium, sowie Sartorius' Vorlesungen über deutsche Geschichte regelmäßig, dichtete und feilte aber unermüdlich und brachte auch den „Almanjor“ um ein Stück weiter. Ueber seine sonstigen Liebhabereien gibt das, nach Hessel's Feststellung²⁾ in Göttingen entstandene Gedicht: „Auf den Wällen Salamanca's“ (I, S. 131) genügende Aufklärung.

Bald nahm sein Aufenthalt in der durch ihre „Würste und Universität“ berühmten Stadt ein jähes Ende. Er forderte am 2. December 1820 einen Studenten Namens Wiebel, der ihn schwer beleidigt hatte, auf Pistolen und ward, obgleich das Duell nicht stattfand, am 23. Januar 1821 auf ein halbes Jahr von der Universität verwiesen. Seine Abreise konnte er indessen wegen der schon (S. 9) erwähnten häßlichen Krankheit, welche seine Ausstoßung aus der Burschenschaft zur Folge hatte³⁾, erst Ende Februar bewerkstelligen. Er verließ die Stadt mit einem tiefen Haß gegen alles, was mit ihr zusammenhing, namentlich aber gegen die Göttinger Professoren, deren angebliche Geistesarmuth und Gelehrtendünkel er noch häufig geißelte.

III.

Berlin. (1821—1823.)

In Berlin lernte Heine die politischen Zustände Preußens, welche er in Bonn nur wie durch ein Fernglas hatte betrachten können, in der nackten Wirklichkeit kennen. Die politische Verfolgungssucht gegen alle freien Bestrebungen stand in Blüthe. Die Presse, selbst die schönwissenschaftliche, seufzte unter dem Druck einer strengen Censur. Der Buchhandel war durch drückende Bestimmungen eingeengt; die Leihbibliotheken waren gezwungen, ihre Verzeichnisse einzureichen. Wie es den burschenschaftlichen Vereinigungen erging, ist satzjam bekannt. In den Gesellschaften waren politische Gespräche durch stille Verabredung ausgeschlossen, weil keiner dem andern traute und man das dionysische Ohr fürchtete.

Welch ein Geist sich in solcher Zwangslage ausbilden mußte, läßt sich denken: politische Heuchelei und niedrige Kriecherei nach Außen,

¹⁾ Briefe und Gedichte S. 9. — ²⁾ Burschenschaftl. Blätter 1888. Nr. 9, 10.

³⁾ Goedeke III, S. 439.